

# BUNTE WELT

Nr. 24

Unterhaltungsbeilage

1934

## Ein leichtes Mädchen

Skizze von Grete Livius

Der D-Bus fuhr aus der Bahnhofshalle. Herr Bily winkte noch immer, scheinbar entrückt, mit dem Taschentuch, als am Horizont bereits nichts mehr zu sehen war, außer einer Wolke weißen Rauchs, die sich bald darauf in zahllosen kleinen Wölkchen auflöste, deren Flocken im Abendrot erstarben.

Hort war Valinka. Herr Bily (Ledertwaren-Engros) atmete erleichtert auf, wischte sich mit dem eben zum Abschied geschwungenen Tuch leicht über die von perlenden Schweißtröpfchen bestandene Stirn und wandte sich dem Ausgang zu. Dabei nahm er zusehends eine andere Haltung an. Fröhlicher strahlte sich die kleine Wölkchen des leider nicht mehr ganz zu verbergenden Rauches eines feingliederten Herrn Ende der Bierziger, in die Augen des Ledertwaren-Großhändlers trat ein vergnügtes Schmunzeln, und voll Unternehmungslust spitzte sich der Mund zu einem kleinen Pfeifen.

Welch schöner Sommerabend. Der Himmel flammte in den kühnsten Farben, in Schleier aus Gold, Rot und Violett gehüllt, ging die Sonne irgendwo am Ende der Welt unter. In den Straßen entzündeten sich die Lichter der Vogel-Lampen und der Neklameschilder, durch das Grün sich im Sommerwind wiegender Bäume schimmerte die elektrische Symphonie der Großstadt. Herr Bily schlürfte behaglich den Duft, der von einem nahen Park herüberwehte und zugleich mit dem Gemisch des Benzingeruchs vorüberfahrender Autos ein seltsam aufreizendes Parfüm bildete.

Hort war Valinka! Fröhlicher wurde das Glänzen in Hugo Bily's Augen, unternehmungslustiger das Hitzern seines Bauches. Vier Wochen würden Karlsbads Quellen ihm den Frieden eines Mannes gönnen, der nach nichts zu fragen braucht. Sollte die schwarhaarige zankfüchtige Gefährtin seines Lebens jetzt nur ruhig mit den Kellnern ihres Hotels auf der Alten Wiese herumleifen, sollte sie mit Gott und der Welt auf seine Kosten unzufrieden sein. Er, Hugo, war wieder einmal das, was zu sein er sich das ganze Jahr wünschte: ein S t r o h w i t t e r! Gewiß, die Geschäfte gingen nicht gut, man litt unter der Weltkriege. Man baute ab und schränkte ein. Aber dies alles vermaß der feingliederte spitzbändige Herr Bily über dem Glücksgefühl, einen Monat lang frei und Herr allen Tun und Lassens zu sein. Zwar konnte er nicht umhin, sich ein wenig, wenn auch nur der Gabe halber, mit Gewissensbissen zu plagen. Hatte er Valinka nicht außer ihrer Mitgift — das war ja in jenen gutbürgerlichen Kreisen, denen Hugo Bily entstammte, seinerzeit gang und gäbe — auch noch um ihrer hübschen Gestalt und ihrer funkelnden schwarzen Augen willen geheiratet? Gewiß, gewiß. Aber niemals hatte der Ledertwarenhändler gedacht, daß sich aus dem zierlichen Mädchen eine solche Kantschipe entwickeln würde. Die mit den Hausangestellten zu jedem Kündigungstermin (und manchmal auch noch früher) wach-

selte, die so geizig ohne Not war, daß sie in späteren Jahren sich mit dem Geschmack einer Vagabundin zu kleiden begann und aus seinen alten, abgelegten Socken noch Topflappen anfertigte. Es grauste Herrn Bily, wenn er daran dachte. Niemand konnte es ihm also verübeln, wenn er den Badeaufenthalt seiner Valinka dazu benutzte, um, mit einer Sehnsucht nach anders gearteter Weiblichkeit im Herzen, einer holden Schönen nachzusteigen. Und sich für wenige Wochen in den ewig lockenden Jungbrunnen blonder Jugend zu stürzen. Denn die schwarzen häute Herr Bily ehrlich, nachdem er nun einmal mit Valinka dermaßen hereingefallen war. Er beschloß jetzt, sofort auf die Suche nach jenem ihm zur Zeit noch unbekanntem weiblichen Wesen zu gehen. Denn vier Wochen sind eine kurze Zeit, wenn man sie zur Ewigkeit spannen möchte, und es galt, furchtlos das Glück zu suchen.

Zur selben Stunde ging Anna am Ufer des Flusses spazieren. Anna war schmal, zart und blond. Ihr Gesicht war ernst, denn ein Kummer bedrückte sie. Litt sie doch Liebe um Josef. Wie schön hätte alles sein können. Denn Anna verdiente und Josef verdiente auch. Anna spann in Gedanken den Traum von einer gemeinsamen kleinen Wohnung, vom immer, immer dauernden Zusammensein in eitel Pärtlichkeit und Freude. Aber Josef wollte nicht so, wie Anna wollte. Josef liebte Wirtshaus und Alkohol zu sehr, als daß ihm die Enge einer Wohnung ansiehender erschienen wäre. Er hatte Anna gern auf seine Art. Auf eine sonderbar unzuverlässige und launenhafte Art. Er schätzte es, daß sie brav und fleißig war, aber mitunter langweilten ihn jene Traurigkeit und Schwermut, deren Abglanz sich um das seidene Blond ihres Haars spannte wie auf alten Bildern der goldene Schein um das Haupt einer Heiligen. „Sei leichter, Anna“, pflegte Josef dann zu sagen, „sei heiterer. Ich mag Dein ernstes Gesicht nicht.“ Doch wer konnte in diesen schweren Zeiten auf Kommando Fröhlichkeit aus sich herborzaubern? Anna war es jedenfalls nicht gegeben. Und so hatte ihr undüsteres Gemüt gestern wieder einmal Anlaß zu jenen sich in der letzten Zeit oft wiederholenden Szenen gegeben, die damit endeten, daß Josef seine Mühe nahm, fortging und erklärte, er trafe sich mit lustigerer Gesellschaft als der ihren im Gasthaus. Fortging, ohne ein Wiedersehen mit Anna verabredet zu haben. Nun mußte sie wieder warten, bis er die Gnade hatte, zu ihr zu kommen. Denn sie selbst vermochte nicht, den ersten Schritt zu tun. Nicht aus Stolz und Hochmut, nein, aus dem tiefen Brunnen ihrer Traurigkeit heraus, die jede Möglichkeit zum Handeln lähmte.

So war es nun um Anna bestellt, als sie jetzt im Sommerloch der abendlichen Bäume einen Spaziergang unternahm. So sah sie Herr Hugo Bily (Ledertwaren-Engros), als er unschlüssig und dennoch zielbewußt aus dem engen städtischen Gewirr der Straßen geschritten war, um hier, am Ufer des Flusses und der Promenade

junger Leute, das ersehnte vierwöchentliche Glück zu finden.

Herr Bily war ein Frauenkenner. Valinka war der einzige Fehlgriff seines Lebens gewesen. Was er so mit sich nahm an raschen, schnell verfliegenen Erlebnissen — das hatte, zum Teufel noch mal, Hand und Fuß gehabt. Und weil Herr Bily, wie gesagt, sich als Gourmet des Fleisches fühlte, gefiel ihm Anna. Wie gut gewachsen war sie bei aller Zartheit und Zerbrechlichkeit. Mit welch holder Anmut hielt sie den kleinen, nur mit winziger Mühe bedeckten Kopf zur Seite. Jetzt hob sie die Hand, um sich das blonde zerwehte Haar aus dem Gesicht zu streichen. Es war eine feste und doch schmale Hand. „Ja, da haben wir mal wirklich wieder Glück gehabt“, schob es dem Ledertwarenhändler durch den Kopf, „das Geschäft ist richtig. Die soll es sein.“

Am Ende der Bierzig gilt es schnell zu handeln. Die Sekunde ist kostbar. Und da das blonde Mädchen außerdem von keiner Begleitung beschwert, sich dem Genuß des Spaziergangs hingab, trat Herr Hugo Bily fest und männlich schnell an ihre Seite und fragte ohne Fragen, ob er ihr nicht ein wenig Gesellschaft leisten dürfe. Anna sah erschrocken auf, als sie die fremde Stimme neben sich hörte. Ein älterer Herr stand da. Gut gekleidet, nicht häßlich, aber so fürchtbar gleichgültig und nebenbäuglich. Anna wollte schon, ohne zu antworten, weitergehen, als plötzlich etwas in ihr aufzuckte und sie zum Stehenbleiben zwang. Ein Trost war da in ihr, ein Jörn auf Josef. Wie dumm, daß sie hier trauernd lief wie eine Weide. Der neben ihr sah aus, als ginge es ihm gut und er habe noch von jenem Ueberflut, den Anna höchstens aus Romanen und schlechten Kinostücken kannte. Blühte nicht ein Solitär an seinem Finger? Der Anzug war aus bestem englischen Stoff. Anna, von Beruf Verkaufserin, kannte sich aus. Sie hatte in dieser Branche bereits gearbeitet. Ein leichtes Mädchen würde jetzt nicht nein sagen. Sie würde mit dem älteren Herrn zum Abendessen gehen und danach ihr Glück machen. Wenigstens war es so im Film. Warf ihr Josef nicht immer Schwerfälligkeit und Unbeschwingtheit vor? Jetzt wollte sie es ihm zeigen. Ja, sie wollte ein leichtes Mädchen sein. Wenigstens für heute abend. Einmal. Vielleicht auch für länger. Wer kann wissen, was solchem Abend für eine Nacht folgt?

Eigentlich war Hugo enttäuscht, als sich Anna so wenig zierte und die Begleitung seiner Person sogleich annahm. Als Geschäftsmann von Natur aus mißtrauisch und durchaus in dem Bewußtsein, Don Juan keineswegs zu gleichen, fand er es geraten, sehr bescheiden Zuchtführung zu nehmen und zuerst eine gewisse martialisch-väterliche Miene zur Schau zu tragen. Doch Anna, in bebendem Leid zart wie ein Vögeldchen, zwitscherte aus Herzensangst fröhlich und mit gemachter Unbefangenheit drauf los. Der Menschen- und Frauenkenner Bily merkte sofort, daß ihm ein sonderbarer Jang geglückt war, und

das Herz schwoll ihm felig in der Brust. Nach einer Promenade, genau so lang, wie sie der Taft des guten Seitenzprungs erfordert, lud Billy das Mädchen Anna zum Abendessen ein.

Natürlich war es wie im Film. Oder glaubt ihr wirklich, Anna hätte jemals im Leben schon in einem so eleganten Restaurant gegessen und außergewöhnliche Speisen zusammen mit außergewöhnlichen Weinen genossen? Nie. Niemals. Sie konnte nicht gerade behaupten, daß es ihr ein besonderes Vergnügen bereitere. Sie war zu besangenen und fürchtete sich, Aufsehen zu erregen. Konnte sie doch nicht ahnen, daß dies Herr Billys Stammlokal für dergleichen diskrete Dinge war, und daß die Kellner sich hinter ihrem Rücken kleine Blicke mit gemessenem Schmunzeln zuwarfen.

Das Essen war gut. Der Wein noch besser. Das Essen machte satt. Der Wein noch durstiger. Eine Unruhe, die jetzt ihr Blut durchjagte, war Anna befremdend. Ihre Augen begannen zu glänzen, leicht und ungewollt öffneten sich die Lippen ihres jungen Mundes. Das war der Augenblick, auf den Herr Billy jeweils zu warten pflegte und in dem er prompt: „Kellner, zahlen!“ rief. Der Kellner kannte diesen Augenblick genau so gut wie seinen Gast. Es gehörte zum Metier ebenso, wie die wechselnde Beleuchtung des Tanzparketts, von der man fast sagen möchte, daß sie die Voraussetzung für die Existenz der Stundenhotels bildet. Doch lag es Herrn Billy fern, mit Anna, der Blonden, Parthen, derart zu verfahren. Denn nun, da Valinka längst in Karlsbad eingetroffen sein mußte und das häusliche Personal bereits der Ruhe pflegte, sah der Lederwarenhändler keinen Grund, der kommenden vierwöchentlichen Geliebten die gediegene Pracht seiner ehelichen Wohnung vorzuhalten und sich an ihrem Staunen über deren Großartigkeit zu weiden.

Was wußte Anna noch von dieser Welt, die ihr ein Meer von roter und silberner Seligkeit zu sein schien, als sie Herr Billy in ein Auto verfrachtete und dem Chauffeur die Adresse zurief? Sie wußte nichts. Und wohlweislich servierte Herr Billy seiner jungen Begleiterin den selbstzubereiteten Mokka erst, nachdem alles bereits geschahen war. Und fast ein wenig zu programmäßig geklappt hatte. Denn Herr Billy war ein ewiger Romantiker und bestand im Herzen, wohlbermerkt nur dort und nicht im Kontoforrentbuch, die tollsten, kompliziertesten Abenteuer.

Er sah im Salon, grau um die Schläfen, trüb um die Augen und zündete sich eine Zigarre an. Der Anfang des Abenteuers war bestanden. Jener Anfang, der immer zugleich das Ende ist. Und so horchte er ein wenig gequält in sich hinein, seiner jungen Geliebten und ihrer merkwürdigen Verwandlung nicht achtend. Denn Anna war auf einmal erschreckend wach und nüchtern geworden. Verzweifelt, über das, was geschahen war, strich sie sich durchs Haar. Schen sah sie sich in der kalten prachtvollen Scheuklichkeit dieses sogenannten Salons um. Wie kam sie an die Seite dieses widerwärtigen alten Kerls? Sie hätte ihn erschlagen mögen. Wie satt und müde er jetzt ansah.

Man kann nichts ungeschehen machen. Anna sprang aus dem vergoldeten Sessel, lief gehebt auf und ab, trat schließlich durch den samtenen Vorhang ins Nebenzimmer. Es war der sogenannte Arbeitsraum des Lederhändlers. Nur eine Lampe brannte auf dem Schreibtisch, und ihr milder Schein verdunkelte wohlthätig das pompöse Grauen seiner Einrichtung.

An diesen Schreibtisch setzte sich Anna und weinte bitterlich. Sie griff mechanisch nach einem Stück Papier, das vor ihr lag, nahm einen Blei-

stift und schrieb darauf: „Lieber Josef, ich kann kein leichtes Mädchen sein“. Das schrieb sie wohl zehnmal. Und noch mehr. Als sie das Blatt fortgeschob, starrte in den hellen Lichtkegel der Lampe, sah sie dort etwas liegen, was ihre Neugier reizte. Es war eine lederne Tasche. Und als Anna sie öffnete, fiel ihr eine kleine stählernen glänzende Waffe in die Hand. War es ein frivoles Spiel mit dem Zufall, war es Unbedachtheit oder war es schlichte, unverhohlene Absicht, als Anna den Browning gegen ihre Schläfe richtete? Aus dem betriebelten Bettel, den man später fand, glaube man annehmen zu können, daß Anna aus Scham und Neue über das Vor-gefallene die Waffe gegen sich gerichtet habe. Die Schießsachverständigen hingegen konnten sich nicht einigen. Fest stand jedenfalls, daß Anna nie im Leben vorher einen Browning in der Hand ge-

habt und nur ein unglückliches Schicksal sie tödlich sicher damit hatte hantieren lassen.

Der Fall wurde nicht ganz geklärt. Schließ-lich — das Objekt war tot. Und man hatte keine Veranlassung, aus dieser Sache, in die ein so angesehenen Bürger der Stadt, wie Herr Billy verwickelt war, eine Affäre zu machen. Er hatte sich durchaus korrekt benommen. Er alarmierte sofort, nachdem er den Schuß — er hielt dabei gerade die Wolltasche in der Hand — vernommen hatte, Polizei und Rettungsstation. Man tat, was man tun konnte. Es war zu spät. Die bürgerlichen Zeitungen benahmen sich gegen ihren alten Abonnenten sehr diskret. Sie verschwiegen Herrn Billys Namen. Valinka weiß bis heute noch nichts von ihres Hugos Sommer-abenteuer mit einem leichten Mädchen. Wehe dem Armen, wenn sie es erfahren wird!

## Der Mann, der das fremde Mädchen küßte

Von Carol Twem.

Der Bus ratterte über die Kreuzung der Gotchkins- und Beverly-Street in Chicago. In diesem Augenblick sprang ein junger, elegant gekleideter Herr im Wagen auf, beugte sich über die ihm gegenüberliegende junge Dame und küßte sie herzhaft und lange auf die frisch roten Lippen.

Die Fahrgäste sprangen entsetzt auf — das Mädchen machte schwache Versuche, sich zu wehren, aber der Schrei, den sie ausstoßen wollte, wurde durch den Schuß des Unbekannten erstickt.

Im nächsten Augenblick aber ließ der Mann sein Opfer los, lief mit ein paar Schritten durch den Wagen zum Ausgang, ohne daß Schaffner und Fahrgäste, vor Staunen wie gelähmt, ihn hindern konnten, sprang ab und war im nächsten Augenblick im Straßengewühl verschwunden.

Unter den Fahrgästen entstand eine lebhafteste Debatte, was das für ein seltsamer Mensch gewesen sei: ein abgewiesener Liebhaber? Ein Geistesgestörter? Ein Verbrecher?

Auch Miß Rosie Vertill wußte nicht, was diesen Menschen veranlaßt hatte, sie zu küssen. Sie hatte den Mann nie vorher gesehen, aber sie würde ihn wiedersehen, das stand für sie fest. Sie würde ihn wiedersehen, und dann, gnade ihm Gott! Sie würde ihm sagen, was es für eine bodenlose Gemeinheit ist, ein fremdes, ehrbares und unschuldiges Mädchen wie sie öffentlich zu küssen. Am Kraken würde sie ihn packen und zum nächsten Policemen schleppen, sie würde ihn... wirklich? Denn während sie überlegte, wie er sein Verbrechen büßen solle, dachte sie auch darüber nach, wie er ausgesehen habe. Eigentlich recht nett, nicht wahr? Gut angezogen, sehr gut angezogen sogar, ein frisches Männergesicht, ein kleiner schwarzer Menjourschnurrbart, vielleicht 26 Jahre alt — sie hatte ihn genau betrachtet, als er eingestiegen war und sich ihr gegenüber hingesetzt hatte. Gut hatte der Junge ausgesehen, wirklich gut!

In der kurzen Mittagspause des großen Bürohauses lief Rosie zur Sparkasse und hob von ihren Ersparnissen 80 Dollar ab.

Am nächsten Vormittag prangte in der „Chicago Tribune“ an auffallender Stelle folgendes Inserat:

**Der Mann, der das fremde Mädchen küßte,** wird von diesem gebeten, sich umgehend zu melden unter „Good Lud“, hauptpostlagernd. Keine Rückgedanken!

Aber der Mann meldete sich nicht. Und obwohl so etwas sonst nur in Romanen vorzukommen pflegt: Rosie konnte den Unbekannten nicht vergessen. Jeden Morgen, wenn sie zum Büro fuhr, hoffte sie, ihn im Bus zu treffen. Lebens. Er war und blieb verschwunden, und Rosie bereute schon bitter, daß sie 80 Dollars für ein Inserat ausgegeben hatte, statt sich ein paar Kleidchen dafür zu kaufen...

Da, eines Tages, als sie wie immer zur Arbeitsstätte fuhr, blieben ihre Augen plötzlich wie gebannt an der „Chicago News“ haften, die ihr Gegenüber lag. Sie glaubte, ihren Augen nicht trauen zu können, aber tatsächlich, da stand über vier Spalten hinweg in dicken Balken als Schlagzeile:

**Der Mann, der das fremde Mädchen küßte.**

**Ein neuer großer Erfolg unseres tapferen Detektivs Jerry Bloom — Wie er den berüchtigten Gangster Mercanty und seine Bande zur Strecke brachte — Der Kuß im Autobus Nr. 4/27 185.**

Rosie konnte nur die Ueberschrift lesen; der Zeitungsbesitzer hielt das Blatt so, daß sie den Text nicht sehen konnte. Sie rutschte unruhig auf ihrem Sitz hin und her und konnte kaum erwarten, am Ziel anzulangen, denn sie wagte nicht, den Herrn um die Zeitung zu bitten, so sehr ihr auch dieser Wunsch in der Seele brannte.

An der Haltestelle endlich angelangt, fingerte sie nervös 2 Cents aus der Tasche, stürzte zum Zeitungsstand und begann schon auf der Treppe nach dem Artikel zu suchen. Nichtig — hier war auch sein Bild, zwar nicht ganz so, wie Rosie ihn in Erinnerung hatte, aber es war kein Zweifel möglich: der Detektiv Jerry Bloom war der Mann, der sie geküßt hatte. Sie warf im Büro hastig den Mantel auf den Stuhl und begann zu lesen:

Schon lange hatte unser tüchtiger Detektiv die Spur von Mercanty und seiner Bande aufgenommen. Eines Abends drang er überraschend mit einer Anzahl Policemen in den Schlupfwinkel des berüchtigten Gangster ein, aber der Vogel hatte Lunte gerochen und war ausgeflogen. Unter Jerry Blooms Leitung wurde alles durchsucht, aber das einzige, was sich fand, war ein Bild des Detektivs, offenbar mit einer Geheimkamera aufgenommen, das auf der Rückseite die Worte trug: „Jerry — wir kriegen Dich!“ Der Detektiv war wütend, denn wenn der Gegner



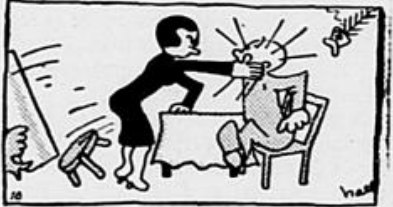
ihn kannte, war die Verfolgung um ein Vielfaches erschwert. Ja, er wußte, daß Mercant und seine Leute die nächste Gelegenheit benutzen würden, um ihn unschädlich zu machen. Trotzdem verschmähte er den Rat seiner Freunde, sich zu verkleiden, denn sein sportlicher Ehrgeiz war viel zu groß, als daß er zu solchen Tricks gegriffen hätte. Die Verbrecher waren jedoch seit jenem Tage seinem Gesichtskreis entschwunden und blieben allen Anstrengungen zum Trost unauffindbar. Eines Tages, am 14. Jänner, fuhr Jerry Bloom vormittags gegen 9 Uhr zufällig mit dem Bus A/27 185 die Gotchkin-Street hinauf, als er plötzlich, aus dem Fenster blickend, das Auto Mercants vor dem Bus herfahren und an der Kreuzung Beverly-Street stoppen sah, um den Bus vorbeizulassen. Wenn Mercant in dem Moment, in dem der Bus an ihm vorbeifuhr, aufblickte, mußte er den Detektiv erkennen, und Bloom wußte, daß er sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen würde. Der Gangster durfte ihn nicht sehen,

sonst schloß er glatt in den Bus hinein und gefährdete nicht nur sein, sondern auch der Fahrgäste Leben. Was tun? Eine Zeitung, hinter der er sich hätte verbergen können, war nicht da. Aufstehen? Gegenüber war ein Spiegel. Kurz entschlossen beugte sich Bloom über die ihm gegenüberliegende junge Dame und küßte sie so lange, bis der Bus die Kreuzung passiert hatte. Dann sprang er, ohne sich um die Aufregung der Fahrgäste und des Mädchens zu kümmern, ab und nahm im Taxi die Verfolgung des Banditen auf.

Gestern abend gelang es, den Verbrecher nach wochenlanger Beobachtung auf freier Tat festzunehmen. Die Stadt Chicago verdankt die Befreiung von diesem Salunken dem tapferen Detektiv und nicht zuletzt jenem jungen Mädchen, das eine zwar unfreiwillige, aber bereitwillige Helferin abgab.

Mosie errötete, als sie den letzten Satz las. Dann ging sie zum Telefon und rief die Redaktion der „Chicago News“ an, um die Adresse Jerry Blooms zu erfragen...

## Bei der Gedankenleserin



## Wiedersehen

Von Ludwig.

Beim Bahnhof, von dem die Hauptstraßen wegstrecken, erwacht die Erinnerung an das Gewesene. Es ist, als ob ein Unsichtbares eine ganz bestimmte Kammer des Gehirns öffnen würde, damit die Gedanken weit hinausflattern können in die Zeit, Gedanken, die Gefangene waren des hastenden Jetzt. Nun schwingen sie sich hoch über die Stadt, jubeln, wie Lerchen über grünenden Saaten.

Wunderjam ist dieses Wiedersehen mit der Heimat. Es ist wie Erwecksein nach langer Ohnmacht, wenn im Spitalsbett dem Genesenden wieder farbenfrohes Sinnen, Bewußtsein in die Nervenzustände strömt, wie leise Abendgloden an dümmlichen Abenden, wie breiter Orgelton der Liebe. Die Menschen, die schwabend durch die engen Straßen fluten, es sind die gleichen, die das Kinderaug gesehen, die Häuserfronten grüßen Dich wie ehedem, wenn auch der rasche Zeitgeist ihre runzelige Haut mit Marmor überlächelte. Hier guckt Dich aus Spiegelscheiben Spielzeug an, Hutjochpferde aus Holz mit leuchtenden Glasaugen, Puppen, die „Mama“ sagen können, Zinnsoldaten, Säbel und Kapselgewehr, noch regt der Händler emsig seine Hände drin im Laden, wie einst, als Du an Mutterhand den bunten Herrlichkeiten hinter den Regalen entgegenzufahst, die Nase gegen die Auslagenscheibe gedrückt, platt vor Sehnsucht.

Hier ist noch der Friseur, der Dein struppiges Haar über dem Lausbuben Gesicht meisterte und Du belustigt über den Klang der Schere der heißen Prozedur passiven Widerstand entgegensetzt, hier ist auch noch der Photograph, der komisch hinter schwarzem Tuch verborgen auf Dich die Linse zückte, verzweifelt, wenn Du im letzten entscheidenden Moment die anbefohlene Monumentenreife durch allzufrisches Grinsen verdarbst, wenn in Dir die böse Lust erwachte, den Mann hinter dem windstiefen Geißel einen Schabernack zu spielen. Da ist noch der magere Konditor, der die wohlriechenden Kuchen buk, die Vater Sonntags mit feierlichen Mienen auf den Tisch stellte, die Torten, Schaumrollen, die Indianerkrapfen, die Marzipanbucikeln und Schokoladerippen.

Auf den Marktplatz drängen sich wie ehedem zwischen Bergen von Kraut, Salat, Kopfen, Fleisch und Würsten die Hausfrauen und mit lauten, schrillen Stimmen preisen die Bäuerinnen

aus Löss ihre Waren. Man ist zum Gabelfrüßstüß noch die schmachtigen „Party“ mit Kren oder Senf, man geht auf ein Krügel Pilsner und freut sich dann wieder aufs Mittagessen. Die Bürger essen immer noch so gern, davon zeugen die strotzenden Auslagen der Selder und die Bänche der Spieker, die darauf losjüngigen, das es noch ein Karlsbad gibt und man dort, als glücklicher Strohwitwer, ein wenig von den Strapazen der Ehe ausruhen kann.

Erinnerst Du Dich noch, als Deine Mutter auf Dein und Deiner Brüder Drängen, Flehen und Bitten auf eben jenem Markt ein Zidlein kaufte und wir den Spielgefallen der Mädchen unter dem Lachen der Passanten über den Hauptplatz und die menschenfüllen Straßen heimtrieben? Wie wir das kleine scheue Tier ans Herz drückten, mit der Milchflasche aufzogen, wie es mit unserem Schäferhund Freundschaft schloß? Im Lorbogen des alten Rathauses hängt noch der „Drache“, vor dem Du als kleiner Bub offenen Mundes und Nägel beißend vor Angst stehen bleibst, als man Dir erzählte, daß der Drache vor langer, langer Zeit viele Menschen verschlungen hätte, einmal sogar ein Pferd samt einem Wagen und ihn ein mutiger Ritter dann erschlug. Etwas schäbig ist das ausgestopfte Krokodil im Laufe der Jahre wohl geworden, aber man bestaunt es immer noch als ein Wahrzeichen der Stadt. Liebes Krokodil kindlicher Angstträume, Dir gilt mein Gruß!

Viele, viele aber von den Menschen, die einst um Dich waren, sind nicht mehr, der Schatten ihres Seins nur lebt in Deinem Erinnern! Und auch Häuser, die Dir Zeitgenossen waren, hat das Nichts verschlungen, man riß sie nieder und neue stehen an ihrer Stelle, Häuser mit fremdem Angesicht, forsch und sachlich dreinblickend. Nicht mehr blicken sie Dich traulich an und mild — wie durch eine Brille — lächelnd, in ihren Jügen ist Nurast, nüchternes Abwägen, vielleicht auch Stolz.

Die Kastanien im Augarten duften immer noch so betäubend — wie einst und wie in fernen Tagen drängt sich sonntäglich gepudertes Volk um die schmetternde Musikapelle. Kindernädchen mit weitabstehenden Röcken und mit Schnallenschuhen, Soldaten, die hier auf die Jagd nach dem Abenteuer sind, Mützenraub des Frühlings schwebt über der Promenade, über die ich einst

mit gezücktem Lineal gegen „Feinde“ vorrückte, die hinter Schultaschen heranrückten.

Am Ende der breiten Allee, die wie eine grüne Raupe das Viertel durchzieht, steht die Schule und eine blau-weiß-rote Flagge flüchtet, daß man einem früh verstorbenen Großen der Nation gedenkt. Wie anders war der Geist in diesem Hause, als noch das Schwarzgelb über dem Dach flatterte, da ich hinter den dunklen Scheiben die Schulbank drückte? Ein böser Geist, ein Geist des Hasses und der Unterdrückung lebte drin, als ich dort in den Schulzimmern saß, wo es nach frisch gelöstem Fußboden, nach Radiergummi und Tinte roch und der Lehrer mit erigiertem Zeigefinger mahnte: „Weißt Du G., was aus Dir werden sollte? Na, was glaubst? Ein Komiker sollte aus Dir werden?“

Die Brünner singen immer noch so, wenn sie sprechen, es ist, als ob hinter jedem Wort ein Aufzeichen stünde, das ihm eine ganz andere Betonung gibt, den uniformen Charakter des Wortes mit Leben erfüllt, mit Liebeshörigkeit, dem logischen Wert des Wortes einen Gefühlswert verleiht. Es ist Musik in Brünnerischen, auch in seinen Flüchen. Hastet diese Musik nicht unauswähllich jedem an, der aus dieser Stadt kam, klingt ihm nicht immer der singende Grundton im Ohr, auch dann noch, wenn ihn das Leben über die Welt verstreut hat, in fremde Kontinente? Es gibt keine geographischen Entfernungen, die nicht auf den ersten Anheb erkennen liegen: „Der da, das ist ein Brünner!“

Weit dehnen sich hinter der Stadt die „schwarzen Felder“. Aber dort, wo einst Dein Fuß über Ackerschwellen stolperte, wenn Du den Lerchen hoch in den Lüften lauschtest, dort, wo sich ein enger Weg durch die Felder schlängelte, stehen heute unabsehbare Reihen moderner Wälder, blicken Gärten hinter Gittern hervor, eine neue Stadt hat sich hier erhoben. Die Tümpel, die hinter den Ziegeleien herborquollen und aus denen wir Kaulquappen fischten in erster Naturforscherfreude, sind zugeschüttet, die „Bonavla“ ist gewesen. Nur zum „Antoniusbründl“ willgern noch heiratlustige Mädchen, Jungfern und Witwen, um einen fischen Bräutigam zu erbitten. Wiedersehen mit der Heimat. Es ist wie Erwachen nach langem Schlaf, wie genesen nach langer Krankheit.

# Der Held dieser Zeit

Der Held dieser Zeit ist kein einzelner Mann, kein Marschall und kein General, der Soldaten verlor und Schlachten gewann, weil ein Kaiser den Krieg ihm befahl. Der Held dieser Zeit ist kein Diplomat in Salons und am grünen Tisch mit Edelmannshand und geklünnertem Hut, verschlagen und kalt wie ein Fisch.

Kein einzelner Mann ist der Held dieser Zeit, kein Bant- und Bärenmagat, kein Delbaron, gewitzt und geschickt, kein Führer und kein Pölat. Der Held dieser Zeit ist kein Stahlpitän und kein Herr über Kohle und Blei: die goldene Nacht dieser Welt wird vergehn wie raugend und stark sie noch sei.

Der Held dieser Zeit ist das riesige Heer in Werkstat, Fabrik und Kontor: der Chinamann über dem großen Meer und der Rigger in Baltimore, und der Mann, der im Hafen die Lajten hebt, der sich plagt mit Verladung und Fuhr, der in Osttrau im Schacht nach der Kohle gräbt, und der Kumpel an Rhein und an Ruhr.

Der Held dieser Zeit ist der Arbeitsmann, der in Molinella verging, dessen Blut mit den Wellen der Theiß vertran, der am steirischen Galgen hing; der in Rom schon die Zukunft des Sieges weiß, der in Votisdam von Freiheit spricht, der der Henker und Richter Kerker und Kreis mit nackten Füßen gerbricht.

Bengel Stadel.

# Heiteres

**Das Oberhaupt.** „Gibt es Fälle von Naserei in Ihrer Familie?“ — „Nicht wirklich. Nur, daß mein Mann denkt, er sei im Hause das Oberhaupt.“

**Der Gegenfuß.** In der Schule erklärt der Lehrer den Begriff des Gegenfußes. Er erklärt, das Gegenteil von lang ist kurz, von breit schmal usw. „Na, Mädchen, weißt du das Gegenteil von frei?“ — „Befest, Herr Lehrer.“

**Spiel.** Die beiden Kinder trafen sich im Garten. „Wollen wir Papa und Mama spielen?“ fragte Kurt. Die kleine Edith schüttelte den Kopf: „Mutti hat mir ausdrücklich verboten, Lärm zu machen und mich mit dir zu streiten.“

**Unter guten Nachbarinnen.** Hausierer: „Ihre Nachbarin hat mich hergeschickt, Sie würden mir gewiß was ablaufen.“ — Hausfrau: „Na, die scheint mich ja für recht wohlhabend zu halten. Was haben Sie denn?“ — Hausierer: „Aniessenpulver!“

**Das kleinere Uebel.** Man kann den Leuten nie recht machen. Neulich beschwerten sich unsere Nachbarn, daß unser Jüngstes so viel schreit. Nun singt meine Frau das Kleine immer wieder in den Schlaf. Was meinen Sie, gestern nacht klopfte es an die Wand und ruft: „Schreien lassen — Schreien lassen!“

**Der Zufall.** Peverl: „Papa, wo bist du denn geboren?“ — „In Pilsen.“ — „Und du, Mama?“ — „In Olmütz.“ — „Meint Peverl nachdenklich: „Und ich in Leitmeritz. Seltsam, daß wir drei uns getroffen haben!“

# Im Sargasso-Meer

Von G. Langenberg.

Die Bark „Danmark“ bricht sich schäumend Bahn durch die Wogen. Drei hohe Masten ragen in den Himmel, prall stehen weiße Segel im Winde. Rings um das Meer, so weit das Auge reicht.

Aber: „Nied mal... dor... und dor!“ In dem tiefblauen, kristallklaren Ozeanwasser schwimmen gelbe Flecken. „Hallo, was ist das?“ Immer mehr solcher Flecken werden sichtbar, tellergroß, tischgroß, „Dunnerslag, da ist ja ein ganz großer, so lang wohl wie unser Schiff!“ Segeln wir in eine unbekannte Gefahr hinein, bleiben wir stecken in ungeheuren Tangmassen? Werden wir festgehalten in einem Gewühl von Schlingpflanzen und müssen elend verhungern? Nein, so schlimm ist es nicht, das glaubten vor vielen Jahrhunderten die alten Seefahrer, die auf kleinen Holzschiffen ohne sichere Karten nach unbekanntem Küsten suchten. Die wendeten das Kluber und flohen, wenn sie in diese Tangmassen kamen. Lange Jahre hat es gedauert, ehe die übertriebenen Sagen über das verwunschene Sargassomeer auf ihren wahren Inhalt zurückgedämmt wurden. Wir sind nicht bange um unser Schicksal und steuern unbeirrt mit dem Schiff in das Golfkraut hinein. Was, Golfkraut? Ja, im Golf von Mexiko, an den Küsten Mittelamerikas wächst der Sargassotang, die Seeleute nennen ihn daher kurz Golfkraut, denn goldgelb leuchteten die treibenden Massen aus dem tiefblauen Meer.

„Hallo, Jens, was machst du dor?“ „A du Goldkraut angehn!“ Jens steht an der Reeling, in der Hand eine dünne Leine mit einem gebogenen Draht. Schwimmt ein Stück Goldkraut vorüber, wirft er in weitem Bogen seine Angel. Jetzt! Ein Haufen Tang bleibt an dem Draht hängen, die Leine strafft sich, wütend zerrt das Sargassokraut im Sog des Schiffes. Schnell ziehen wir den Tang an Bord, werfen ihn an Deck und fischen weiter. Bald liegt das Deck voll goldgelber Krautbündel. „Nu hört arr up. Ji verkauft das ganze Deck!“ So schimpft der Steuermann, besorgt um die sonntägliche Reinheit des Verdeckes. Wir hören auf und untersuchen unsere Beute. Derbhäutige Blätter sitzen an langen Stielen, wie kleine Trauben hängen die Beeren der seltsamen Pflanze an den Stielenden. Im Blattgeäst sind Luftblasen, die die Pflanze schwimmen lassen. Aber das ist es nicht allein, was uns fesselt.

„Nied blaut, Fietje, dor sitt en Fisch inn...!“ Eine Fülle von Leben erfüllt die gelben Tangbündel: Wasserschilder, seltsame spinnenähnliche Tiere, unzählige winzige Krabben und kleine Krebse. Und merkwürdig viele Fische. Einer — spannenlang und dunkel gefleckt — klettert mit hastigen Bewegungen tiefer in das Kraut. Der Bootsmann schüttelt ihn an Deck. „Dat ist de Sargassofisch, de hebbt richtige Gesellen an den Klossen! Und disse Klumpen is sin Nest!“ Er macht einen Tangknoten auseinander; in seinem Inneren sind Tausende glasklarer Fisch Eier. Fast in jedem Tangbündel finden wir diesen seltsamen Fisch.

Wir lassen den Stürmann fluchen und fischen den ganzen Sonntag Golfkraut. In vielem sind kleine, durchsichtige Würmer, wenigstens sehen sie so aus. Der Bootsmann hält sie für junge Male. Glaubt man doch das Märsel gelöst zu haben, wo die europäischen und nord-

amerikanischen Fluhaale ihre Eier ablegen. Im Sargassomeer ist ihr Laichgebiet, von wo Millionen winziger Male ihre lange Reise bis in unsere Flüsse antreten. Der Koch sammelt längst die großen Krabben und die Krebse. „Dat giffst Krabbensuppe van Owend!“

# Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwettnitz 65 bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 190.

Von Alfred Hafen, St. Gallen (Schweiz).

Schwarz: Kd5, Tg7, Le8, Sp1, e6, Bd7, g5. (7)



Weiß: Kd1, Dh8, Ta1, e7, La7, Spa2, e4, Bb5, e2, g3, g4 (11)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzugeden.

Lösungszug zu Nr. 187: Ta3-d3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tabler Ernst, Franzenthal; Beuter Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hieke Josef, Friedrich Rudolf, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, Dörre Alfred, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Lerche Franz, Wolfersdorf; Lösel Richard, Hochdobern; Mildorf Adolf, Tischnau; Fischer Karl, Ossek; Hälbig Johann, Bergesgrün, Grimmer Emil, Katharinaberg; Hahl Erwin, Nesterstz; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schlegler Josef, Kerschhagel Josef, sämtlich Kleinauge; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmid Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Triltsch Gustav, Wisterachan; Hyna Josef und Franz, Hostomitz; Dinnebler Emil, Tetschen.

Partie Nr. 58.

Französisch.

Aus einem Wettkampf der Arb.-Schachvereine Wels-Budapest.

Weiß: Poschanko, Wels.

Schwarz: Pétrik, Budapest.

- |           |        |
|-----------|--------|
| 1. e2-e4  | e7-e6  |
| 2. d2-d4  | d7-d5  |
| 3. Sp1-e3 | Sp8-f6 |
| 4. Lf1-d3 | ---    |

Gebrüchlicher ist Lg5 oder auch e4-e5, doch hat dieser Zug den Vorteil, den Gegner auf dem theoretischen Pfad zu beirren.

- |           |        |
|-----------|--------|
| 4. ---    | d5x4   |
| 5. Sp3x4  | Sp8-d7 |
| 6. Sp1-e3 | b7-b6  |
| 7. Dd1-e2 | Lc8-b7 |
| 8. Sp4x6  | Dd8x6  |

Ein entscheidender Fehler. Es müßte Spxf6 oder auch g7xf6! geschehen.

- |             |       |
|-------------|-------|
| 9. Lc1-g5   | Lb7x3 |
| 10. De2-e3! | ---   |

Diesen einfachen, aber starken Zug dürfte Schwarz übersehen haben.

- |            |        |
|------------|--------|
| 10. ---    | Lf3xg2 |
| 11. Lg5x6  | Lg2xh1 |
| 12. Lf6-h4 | Lh1-b7 |
| 13. Ld3-c4 | Sp7-f6 |

Gute Züge sind nicht mehr vorhanden, es kam nur noch e6 in Frage.

- |             |   |
|-------------|---|
| 14. Lh4x6   | g7x6  |
| 15. Lc4-b5+ | Ke8-d8  |
| 16. 0-0-0   | h7-h5   |
| 17. d4-b5   | Lf8-h6  |
| 18. d5x6+   | Schwarz gibt auf, da sein König ins Mattnetz wandern muß. |